

Der starke Mann.

Eine Zuschrift.

Aus parlamentarischen Kreisen schreibt man uns:

Die Reichstagsdebatte über den „Baraloug“-Fall hat eine vollkommene Harmonie zwischen Regierung und Opposition gezeigt. In der Beurteilung der scheinbaren Tat, die England zu ahnden sich weigert, herrscht Einstimmigkeit. Zustimmung war man auch der Ansicht, daß die praktische Ausführung der angelegentlichsten Eühne sich der parlamentarischen Diskussion entzöge.

In einem bekannten streng konservativen Organ findet man nun mit einigen Erläuterungen die Auffassung, die Teilnehmer der Reichstagsdebatte, also Regierung und Abgeordnete, seien der Aufgabe, die sich hier für sie ergab, garrnirt gemachsen. Die Abgeordneten wären sich über den Sinn der „Baraloug“-Debatte, über das, was in und zwischen den Zeilen stand, nicht im klaren. Sie verfielen nicht über eine genügende Kenntnis der völkerechtlichen Fragen, Gebräuche und Verhältnisse. Sie wären nicht in der Lage, in Fragen der militärischen Zweckmäßigkeit — im Rahmen der völkerechtlichen Fragen und Verhältnisse — eine solche Höhe und Klarheit der Auffassung zu zeigen, wie es notwendig gewesen wäre.

Dies Urteil ist nicht. Aber der Reichstag hat sich, die konservative Partei einbringend, bei der Debatte gar nicht auf die Punkte begeben, auf denen ihm, nach Ansicht des Kritikers, die Kenntnisse fehlen. Wozu sollte er auch? Der Rathschlag des Verfassers liegt klar zutage. Die Forderung nach Eühne erhebt die Frage nicht unähnlich, bezieht sich auf das tonerwartete Resultat. Der „Baraloug“-Fall sei, wie andere von Engländern in diesem Kriege begangene Schandthaten benommen, kein allein stehender Fall. Er sei ein normaler Mißbrauch der angelegentlichsten Seele. England trachte darnach, mit allen Mitteln und Waffen, mit den schönsten Gesühnen und Phrasen Deutschland militärisch, politisch und wirtschaftlich zum Krüppel zu schlagen. Viele Deutsche aber ließen sich durch die Phrasen betäuben oder wünschsten bewußt, durch „Verständigung“ wieder an die „westliche Kultur“ heranzutreten. Die Verletzung des „Baraloug“-Falles würde daher nur ein Oberflächengeheißel bedeuten, das sich bald unter dem Einfluß jener Freunde der westlichen Kultur wieder glätten würde.

Wir müssen gestehen, daß wir von einem Kritiker, der so abspredhend über die geistigen Fähigkeiten des Reichstages urteilt, etwas mehr erwartet hätten, als diese die Dredigt des Reichstages. Bis jetzt hat er keine turnhohe Ueberlegenheit in der Kenntnis der völkerechtlichen Fragen, Gebräuche, Verhältnisse, der militärischen Zweckmäßigkeit? Befundest sich darin die Höhe und Klarheit der Auffassung, die er beim Reichstage vermischt? Der Engländer ist unser gefährlichster Feind. Darum kämpft auch unsere Selbsterhaltung gegen seinen andern mit größerer Erbitterung. Um diese Kampflust bei ihnen wie bei der militärischen und politischen Leitung wachzuerhalten, dazu bedarf es wirklich seiner Eskadriellen.

Aber der Mann, der mit dem Reichstag so unzufrieden ist, beschränkt sich nicht nur auf negative Kritik, er macht auch positive Vorschläge, wie den Mängel abzuheben ist, die er bei der „Baraloug“-Debatte so scharfsinnig aufgedeckt hat: Wir sollen einen rücksichtslosen Entscheidungskampf gegen Großbritannien führen, ohne nach rechts oder links zu sehen. So wird Deutschland das tue, so könne es das auch.

Das hat Deutschland, soweit bekannt ist, bisher schon nach besten Kräften und auch nicht ganz ohne Erfolg getan. Diese ewigwähren Anstrengungen scheinen aber dem sachverständigen Kritiker offenbar nicht zu genügen. So muß man annehmen, daß er die Lösung dieses schwierigsten Problems bereits an einem Reaktionsstadium gefunden hat. Ist das aber der Fall, dann ist es ein Verbrechen am Vaterlande, wenn er nicht aus nur eine Stunde dem Generalstab und der Marine vorzählt, was er den Stein der Weisen aber nicht, dann würden seine Darlegungen sicherlich an Interesse und Wirkung gewinnen, wenn sie weniger im Tone der Unlösbarkeit gehalten wären. Nebenfalls enthalten sie, natürlich ungenügend, eine scharfe Kritik der Meinung unseres Heeres und besonders unserer Flotte. Diese Kritik, im Verein mit dem abtönligen Urteil über die Reichstagsverhandlungen, ist nicht genug, das Vertrauen des Volkes zu unseren Führern und den

Wissen zum strengen Durchhalten zu stärken. Wohl aber ist sie geeignet, bei den Feinden den falschen Glauben zu mehren, wir seien gespalten und unsere Widerstandskraft erlahme.

Die „Baraloug“-Kundgebung.

Pariser Pressestimmen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Die Pariser Blätter, die dem „Baraloug“-Fall Kommentar abgeben, erklären, die vom Reichstag befundene Enttarnung sei ein Beispiel, eine Genesung, womit Deutschland die Welt über die eigene Kriegsführung zu täuschen versuche. „Journal des Debats“ erklärt, Deutschlands Vergeltungsmahregeln brauche England nicht zu fürchten. Die Deutschen hätten nicht die „Baraloug“-Affäre abgemerkt, um alle Mittel gegen die Affären anzuwenden. Ihr gegenwärtiger Zorn könne nicht mehr verschimmern. „L'Empire“ betreibt die Anwesenheit amerikanischer Zeugen, deren Aussagen wertlos seien, solange sie nicht durch die Feststellung des Kapitäns der „Riojan“ bestätigt seien. Selbst wenn der Bericht des englischen Kapitäns, seine Gefangenen zu machen, auf Wahrheit beruhe, übertrifft er die Vergehen, die die deutschen Matrosen vorgenommen haben. Der Ausbruch ohnmächtigen Zorns im Reichstag sei auf die Ansicht Englands zurückzuführen, die Blockade gegen Deutschland noch zu verschärfen.

Gewerkschaften und Reichsvereinsgesetz.

Zu der gestern vom Ministerialdirektor Leowald im Reichstag abgegebenen Erklärung, daß eine gesetzliche Festlegung erfolgen solle, wonach die Gewerkschaften nicht mehr als politische Vereine zu betrachten sind, erklärt der „Vorwärts“ nach:

Diese Zusage ist bereits vor einigen Wochen gegeben worden, sie galt aber als streng vertraulich. Das Reichsvereinsgesetz wird dahin abgeändert, daß die Gewerkschaften nicht mehr als politische Vereine erklärt werden können. Die Ansicht, die Vorlage schon in der jetzt verlosenen Sitzung des Reichstages zur Verabschiedung zu bringen, ist lediglich dadurch verhindert worden, daß der Deputierte, Ministerialdirektor Leowald, erkrankt war, weshalb die Vorlage nicht mehr rechtzeitig fertiggestellt werden konnte. Sie wird dem Reichstag im März zugehen; die Regierung hat aber daran die Bedingung geknüpft, daß weitergehende Beschlüsse nicht gefaßt werden.

Kleine politische Nachrichten.

Der Haushaltsausschuß des Abgeordnetenhauses hat sich jetzt ausgebildet. Er besteht aus 28 Mitgliedern und zwar aus neun Konservativen, drei Freikonserwativen, vier Nationalliberalen, drei Vertretern der fortschrittlichen Volkspartei, sieben Zentrumsabgeordneten, einem Polen und einem Sozialdemokraten. Die Konservativen haben einen Sitz an die fortschrittliche Volkspartei, die Freikonserwativen einen Sitz an die Sozialdemokraten abgetreten. Die nationalliberalen Vertreter in diesem Haushaltsausschuß sind: Dr. v. Campe, Dr. Friedberg, Girsch, Essen und Beckermann. Die fortschrittliche Volkspartei wird durch die folgenden Abgeordneten: Dr. Pachatz, Lippmann und Dr. Wiemer vertreten.

Durch ein neues Kirchengesetz, das jetzt dem preussischen Herrenhaus zugegangen ist, wird bestimmt, daß auch die Universitätskirchen, der jetzt eine evangelisch-theologische Fakultät zugezählt ist, in der General Synode der evangelischen Landeskirche vertreten sein soll.

Im preussischen Abgeordnetenhaus verlangt ein Zentrumsantrag die Erhöhung der Weizen für die Förderung der Land- und Forstwirtschaft in den westlichen Provinzen um 100 000 Mark.

Die Landtagswahl in Guben-Soerau-Fork findet am 7. März eine etwaige Stichwahl am 17. März statt.

Für den verstorbenen Oberbürgermeister von Meiningen, Landtagsabgeordneten Scheller, ist Rechtsanwalt Dr. Gärlich, Meiningen in den Landtag gewählt worden.

Justizrat Senger in Nordhausen ist gestern gestorben. Senger war Führer der Nationalliberalen Nordhausens und vor einer Reihe von Jahren Reichstagsabgeordneter.

Die polnische Fraktion des preussischen Abgeordnetenhauses hat zum Vorsitzenden den Abgeordneten Dr. Wigerstki gewählt.

Donner des schweren Geschüßes, das die Theorie nun ausführt. Sie stört den armen Jungen gründlich auf. Der Bericht enthält unter Verletzung des Berufs- und des Ansehensgeheimnisses die Geschichte der Ehescheidung und des eigenen Verhältnisses. Aber auch dieser Lage zeigt sich die Praxis gewachsen.

Sie redt sich ins Dämmerliche. Und um Haarsbreite nur stehen wir vor der Gefahr, den Loren zum Trottel werden zu sehen. Wir würden nicht völlig von unserem Zweifel befreit werden, siele nicht die Handlung just in die Zeit des Kriegsausbruchs. Die vaterländischen Lieder, die in der Ferne erklingen, schlagen den Konflikt nieder. Der Lor und der Weltmann (der sich inzwischen mit der Schwester verlobt hat), reichen sich die Hand: Kamerad!

Dieser Schluß wirkt leider ernüchternd. Es gab eine Zeit, da der Nationalismus alles entschuldigend. Sie ist vergangen, weil heute das Vaterlandsgeschäft etwas Selbstverständliches ist. Wir haben Ehen im Geistlichen gelernt. Die sehr zahlreichen gedruckten am Schluß werden feiner, der vollen Beifall am Deutschen Schauspielhaus kennt, kühnen; der Enderfolg war ein Erfolg der Lösung. Man war der Einleitung ganz gefolgt. Genäh, Gebhardt war mehr Lor als Dichter. Aber Heinrich Kohn, der die Theorie gab, zeigte alle Vorzüge der Schule Bergers, der das Weltmännliche bis an die Fingerspitzen beherrschte. Und Paula Selen als Bededame kann gerade das, was die Rolle von ihr verlangt, so daß man vor Natur zu stehen meint. Auch alles um und an der Vorstellung hatte Mar Grube überlegen inszeniert, überzeugend freilich und bildlicher die letzten Akte, als im zweiten, dem der schimmernde Zauber der Reichshauptstadt vor dem Kriege schlie. Dennoch kein Sieg. Man hätte die letzte und schärfste Einmischung des ersten und auch des zweiten Aktes ganz weiter geführt gesehen. Sie war glaubhaft. Der Faust und gar der Schwertschlag verblühte. Wohl mit Recht: wir wissen heute mehr als je, was Faust- und Schwertschlag ist.

H. W. Fischer.

In Nürnberg und in Rönigsberg war der Eindruck der Aufführung von Fuldas „Lebenshüter“ nach den telegraphischen Meldungen unserer Korrespondenten ähnlich. Das Publikum bewies auch hier Ludwig Fuldas durch freundlichen Beifall die Achtung, die seinem Namen gebührt.

Theaterkritik. Eingetretener Gindernisse wegen findet am Sonntag im Königlichen Opernhaus statt der angekündigten Vorstellung „Die lustigen Weiber von Windsor“ eine Aufführung von „Hänsel und Gretel“ und „Die Puppenfee“ statt. Die im Vorverkauf bereits verkauften Eintrittskarten für die 20. Abonnementvorstellung behalten ihre Gültigkeit.

Wigi Fink gastiert im Deutschen Opernhaus am Donnerstag als „Martha“, am Samstag und am Dienstag des

Belgier gegen Belgier.

Das Gefangenenlager in Soltau.

Zwei angesehene Belgier, Baron de Thysebaert, Offiziersmitglied, Jambes (Namur), und Dr. Palmagne-Rumr, halten die Gefangenenlager in Soltau zu beläuden. Sie beschließen dabei das Lager genau und erstatteten nach ihrer eigenen Angabe einen durchaus spontanen, freiwilligen Bericht über die dortigen Verhältnisse, den sie zur Verhütung aller Angehörigen belgischer Kriegsgefangenen veröffentlicht zu sollen glauben.

Dieser Bericht ist in einer Reihe von belgischen Blättern erschienen, so im „L'Ordre“ am 28. und 29. Dezember und in „Het Vlaamische Nieuws“ am 30. Dezember. Aus diesen findet sie auch in die auswärtige Presse übergegangen. Bei einigen geringfügigen Wünschen war darin die Lage der Gefangenen, ihr geradezu glänzender Gesundheitszustand, die Unterzucht, die Behandlung und die Verpflegung sehr günstig dargestellt und in sachlich geordneter Weise gewürdigt. Hieran hat die belgische Flüchtlingspresse bitter Anstoß genommen. Das in Gdansk erscheinende, von der belgischen Regierung gegründete „Belgisch Dagblad“ vom 14. Januar bringt einen entrüsteten Gegenartikel, in dem es sagt: Dazu hätten die beiden „Augenbinder der Belgier“ nicht nach der Lüneburger Heide zu reisen brauchen, um „mit Genehmigung der deutschen Behörden“ solche ungebührliche Dinge zu berichten. Das wisse man denn doch besser, wie es den Gefangenen in Deutschland tatsächlich gese. Die beiden Berichterstatter hätten sie es mit oder ohne Anstoß, eine able Tat vollbracht. Erstens hätten sie den Aufhängen und Brandstifter ihres Landes als Menschen hingestellt — was er nicht ist — (2), zweitens einen Raitwieserstreich auf die Stirn der belgischen Regierung geschlagen, die nun glauben würden, die Gefangenen brauchen nicht mehr. Am Tage der Vergeltung würden sowohl die Thysebaert wie Dr. Palmagne vor das Gericht des Volkes stehen werden.

Deutlicher kann wohl nicht gesprochen werden, daß die offiziellen belgischen Kreise es für anständig und patriotisch halten, lieber zu lügen, als die für Deutschland und die Deutschen günstige Wahrheit anzuerkennen. Auch wenn sie von eigenen, angesehenen Landsleuten kommt. Mit Drohungen sollen solche unbecommene Zeugen mundtot gemacht werden. Paßt darauf nicht viel mehr das Schlagwort „Régime de la terreur“, das sie so gern gegen die deutsche Verwaltung in Belgien schleudern?

Die „Perlia“ nicht von einem deutschen U-Boot versenkt.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rotterdam, 19. Januar.

Aus Washington wird berichtet: Der amerikanische Botschafter Gerard meldet, daß Deutschland alle Kapitän der deutschen U-Boote des Mittelmeeres zur Ausfahrt über die „Perlia“ aufgefordert hat. Alle Botschafter, für die Versenkung der „Perlia“ verantwortlich zu sein.

Deutsche Kriegsgefangene in Nordafrika.

Algier, Tunis, Marokko.

Auf Anregung der deutschen Heeresverwaltung wurde in den letzten Dezembertagen eine Kommission von sechs Schweizer Delegierten, darunter drei Ärzte, zur Besichtigung der Gefangenenlager in französischen Nordafrika entsandt. Sie hat Viebzugehen, Medikamente und eine größere Geldsumme zur Verteilung in den Lagern mitgenommen.

Jede der drei Besichtigungen, Algier, Tunis und Marokko, wird von einem Delegierten und einem Arzt sehr eingehend berichtet werden. Die Mitglieder der Kommission haben ausgebreitete Vorkenntnisse. Sie können unter anderem die Lager und Arbeitsstellen jederzeit ohne vorherige Anmeldung besuchen, ohne Öhrenzeugen mit den Gefangenen sprechen und ihre Wünsche und Klagen entgegennehmen.

So ist zu hoffen, daß die Tätigkeit der Kommission wesentlich zur weiteren Besserung der Verhältnisse in den nordafrikanischen Lagern beitragen wird.

nächsten Woche als Frau Fluth in den lustigen Weibern von Windsor. In der heutigen Lannhäuser-Aufführung singt Elisabeth Böhm von Gndert die Partie der Elisabeth. Paul Hansen den Lannhäuser, Jacques Bill den Wolfram, Felicitas Gallama die Venus, Egidie Dorp den Girtel.

Emil Milan las gestern abend im Chorale-Saal Björnson („Der Vater“), Selma Lagerlöf („Ein Gerichtstag“) und von Jens Peter Jacobsen „Frau Böhm“ und die Improvisation „Hier sollten Rosen lehn“. Milan liefen viele Stücken ist ja gemeinam, daß nicht eine trüßig vorwärtsstrebende Handlung in ihnen lebt, sondern daß Bedrücknisse des Herzens und Qualen der Seele zergliedert wurden. Der Regisseur hat also eine besonders schwere Aufgabe. Für die geliebten Zuschauer gefleht aber was ein Genuß, im Damm der Kunst Milans zu sehen, die dieser Schwermetalle meisterhaft Herr wurde. Wenn der Künstler spricht, stehen die Gestalten, von denen er erzählt, lebhaft vor den Augen des Publikums. Man leidet mit ihnen.

Rammentlich die keine Erzählung Frau Böhm“ von Jens Peter Jacobsen mit dem ergreifenden Schlußwort wurde mit aller Macht der Tragik vorgetragen und hinterließ eine große Wirkung. Ein glücklicher Gedanke Milans war es, nach einer Pause ein kleines Gedicht Jacobsens anzuschließen, in dem ganz zart und fast geistvoll der Atem der großen Liebe äulert.

Der Eindruck war tief und der Beifall groß.

In der Philharmonie ist am 27. Januar, abends 8 Uhr, im Konzert, bei dem außer Vola Vriöt de Rabilla, Ella Durieux, Billi Lehmann, Axel Gleming und Friedrich Rappler noch der dreizehnjährige ungarische Pianist Gwini Nireghagi seine Mitwirkung zugesagt hat, ein einheimischer Chor von Theodor Reichardt und Max Frieder und hat bereits bei seinem ersten Erscheinen durch seine reifen Leistungen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Städtische Bilderausstellung der Künstlerinnen. Bürgermeister Reichel hat die Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin angefordert, eine Auswahl von Bildern für die Ankäufe der Stadt Berlin anzuflehen. Angekauft wurden: „Adersberg“ von Elisabeth Gontentius, „Unter glühendem“ von Margarete Gontentius, „Dorfkirche am Wasser“ von Clara Werner, „Binnenflüßchen“ von Elisabeth Niermann und „Lina Bergmann“, „Kandisort“ von der „Insel Insel“ von Emma Kaufe, „Münchener Innenraum“ von Emma Rose, „Wiedererzählung“ von Ema Galtner, „Die Hölische Kirche in Ebenau“ von Dora Salmer. Die beiden letztgenannten Werke sind Reproduktionen. Die Stadt Minersdorf kaufte ein Werk von Helene v. Arnim, „Herbstmorgen im Park in Charlottenburg“, an.

